

Das Paradox der Nähe

Über Liebe, Distanz und Wahrheit

Das Paradox der Nähe

Über Liebe, Distanz und Wahrheit

Quinten Joell

Autor: Quinten Joell

ISBN: 9789465388946

© Quinten Joell, März 2026

Originaltitel: Paradox. Liefde van een leugenachtige moeder.

Dieses Buch wurde aus der ursprünglichen niederländischen Ausgabe mithilfe von KI ins Deutsche übersetzt.

Wie es begann.

„Welcher von euch beiden ist vom Milchmann?“

Ich weiß nicht, ob man das heutzutage noch sagen darf. Werte und Normen haben sich in letzter Zeit stark verändert. Früher sagten die Menschen einfach, was ihnen durch den Kopf ging, ohne Filter, direkt. In meinem Umfeld war das immer humorvoll gemeint – von meiner Familie, meinen Freunden. Denn mein Bruder und ich sahen uns überhaupt nicht ähnlich, und die Frage, ob einer von uns tatsächlich einen anderen biologischen Vater hatte, war so absurd, dass sie nicht wahr sein konnte. Ein Witz, den ich so oft gehört habe und über den ich als Kind fröhlich gelacht habe – bis ich jetzt die tiefere Bedeutung begriff. Das kam mit der Einführung der DNA-Verwandtschaftstests, die für jeden zugänglich wurden, der wollte.

Mein Name ist Bas. Ich habe eine Geschichte zu erzählen. Die Geschichte von Müttern, die ihre Kinder zur Adoption freigaben – sogenannten „gefallenen Frauen“. Eine fast vergessene Geschichte, selten erzählt und von tiefen Emotionen durchzogen.

Es ist April 1960 in Amsterdam. Eine harte Zeit. Die Gesellschaft wird nach einem Weltkrieg wiederaufgebaut. Werte und Normen sind einfach und klar. Jeder muss arbeiten, sparsam und bewusst leben, denn es herrscht Mangel an allem. Wenn man arbeitet, hat man zu essen; Struktur und die Einhaltung gesellschaftlicher Regeln sind wichtig. Man passt sich an, es gibt keinen Raum für Experimente mit Gefühlen und Emotionen. Es gibt kein soziales Sicherheitsnetz. Der Wiederaufbau folgt seinem eigenen Muster und seiner eigenen Dynamik: Du arbeitest, und dann hast du zu essen; du suchst eine Beziehung und heiratest. Dann bekommst du ein Haus und kannst Kinder haben. Einen anderen Weg gibt es nicht. Keine freien

Beziehungen, kein anderes Denken über Zusammenleben. Es gibt keine Abtreibung, keine Verhütungsmittel, Sexualaufklärung ist tabu. Von schwangeren, unverheirateten Frauen wird erwartet, dass sie ihr Kind zur Adoption freigeben – die einzige Lösung für eine gesellschaftlich unerwünschte Situation. Für diese Frauen gibt es keinen Platz in der Gesellschaft.

Alleinerziehende Mütter können ihrem Kind nichts bieten. Sie können sich selbst und das Kind nicht versorgen. Sie sind nicht der Grundpfeiler der Gesellschaft. Sozial stigmatisiert, ohne Arbeit, ohne Wohnung, von der Familie verstoßen und von Freunden abgelehnt.

Es gibt eine Lösung: Unverheiratete Mütter werden ermutigt, ihre „Sünde“ zu „sühnen“, indem sie ihr Kind zur Adoption freigeben, damit es eine Chance hat, mit zwei Elternteilen in einer traditionellen Familie aufzuwachsen. Adoption durch Aufgabe des Kindes. Nach der Norm. Einige Mütter kämpfen jedoch gegen alle Erwartungen an, um ihre Kinder zu behalten. Sie durchbrechen die Kreisläufe von Armut, Ungerechtigkeit und sozialen Stigmata. Liebe ist widerstandsfähig und findet einen Weg. Notfalls mit einer Lüge. Wie auch immer.

So hat es begonnen.

1

Von Unwissenheit und Unschuld

1

Widerstand.

An einem Wintertag spielte ich vor dem warmen Kohleofen im Wohnzimmer unseres Hauses. Ich war etwa sieben Jahre alt, denke ich. Wie ich das noch weiß, fragst du? Keine Ahnung. Aber ich habe verschiedene Trigger für diese Erinnerung. Der Geruch des Ofens und das brennende Gefühl des Teppichbodens auf meinen Armen. Abstand und Jahre spielen in Erinnerungen keine Rolle. In einer Sekunde bin ich zurück in der Zeit, an diesen Moment.

Die feuerrot glühenden Kohlen hinter den dünnen, verbrannten Streifen Mica in der Tür des Ofens zogen mich wie ein Magnet an. Durch das braun-bläuliche verbrannte Mica kontrollierte ich ständig, ob die Kohlen nicht erloschen waren. Und sobald das Glühen auch nur ein wenig nachließ, zog ich meinen Vater am Hosenbein. Er öffnete dann die magische Vordertür, mit einem Tuch in der Hand, drehte einen Riegel und schwang die Tür vorsichtig auf. Die Hitze schlug mir sofort ins Gesicht. Er stocherte ein wenig in der orangefarbenen Masse, graue Rauchwolken stoben auf, und wie durch Zauberhand erschien wieder ein helles Feuer. So heiß, und er schloss schnell die Tür. Den Schürhaken hängte er an die Seite des Kohleofens.

Wir wohnten in der Admiralenbuurt in Amsterdam-West, in Häusern, die irgendwann um 1920 gebaut worden waren. Es war ein Viertel mit starkem Gemeinschaftssinn. Der Eingang unseres Hauses führte in ein kleines Treppenhaus mit vier Türen. Von der Straße aus stieg man zunächst fünf Stufen hinauf. Direkt vor einem lagen zwei Türen nebeneinander, quer dazu links und rechts jeweils eine weitere.

Wir wohnten im Erdgeschoss; unsere Haustür war die quer liegende Tür auf der linken Seite. Neben uns lebten unsere Nachbarn im Erdgeschoss, ihre Tür lag direkt gegenüber. Die beiden anderen Türen nebeneinander führten über das Treppenhaus zu den oberen Etagen.

Über uns lagen drei Stockwerke übereinander, und meine Mutter mochte die Nachbarn über uns überhaupt nicht. Sie beklagte sich ständig darüber, dass „die von oben“ wieder etwas in den Garten hinunterwarfen. Wenn sie ihren Balkon ausklopften oder sauber machten, rieselte Staub und Schmutz nach unten – manchmal fiel auch einfach irgendetwas herunter. Dasselbe passierte, wenn „die von oben“ ihre Wäsche zum Trocknen aufhängten.

Meine Mutter meinte, sie sollten die Wäsche gefälligst an die Decke ihres Balkons hängen und nicht an so ein Gestell, das über das Geländer hinausragte. Denn von der nassen Wäsche tropfte das Wasser in den Garten, und meine Mutter fühlte sich jedes Mal gestört, wenn sie draußen war. Es endete regelmäßig in lautem Geschrei und gegenseitigem Fluchen.

„Womit bist du eigentlich beschäftigt?“ rief meine Mutter im breiten Amsterdamer Dialekt – gefolgt von einer ganzen Reihe von Flüchen.

Die Nachbarin ließ das nicht auf sich sitzen. „WOMIT bist DU denn beschäftigt?“

„Nein – womit bist DU beschäftigt?“

Große Kinder. Ich lag bäuchlings auf dem Sisalteppich im Wohnzimmer. Ein hartes, geripptes Gewebe, das damals, in den sechziger Jahren, als maßlos modern galt. Überhaupt war bei uns im ganzen Haus Sisal als Bodenbelag verlegt.

Ich erinnere mich noch an den Geruch und daran, wie die harten Fasern in meine Haut stachen. Es fühlte sich an, als wäre der Boden mit Seilen bedeckt. Mit sehr harten Seilen.

Da stand auch ein kleiner, quadratischer Holzkasten – ein weiteres modernes Symbol von Luxus in jener Zeit – mit

körnigen Schwarz-Weiß-Bildern. Ohne den Bildern auf diesem kleinen Kasten Beachtung zu schenken, spielte ich mit ein paar Steinchen und Holzstückchen und erfand in meinem Kopf die größten Geschichten aus immer neuen Mustern.

Ein rechteckiger Stein wurde aufgestellt und war ein Ritter, ein Streichholz sein Schwert. Zusammen mit den anderen Steinen geschah alles Mögliche. Und immer wieder störten mich die harten Rippen des Sisals.

Meine Mutter und mein Vater waren gefesselt von den körnigen Schwarz-Weiß-Bildern. Ich erinnere mich, dass ich ab und zu auch hinsah, weil meine Eltern plötzlich laut lachten, und ich wissen wollte, warum. Neugierig, wie ich war. Aber ich verstand es nicht. Eigentlich wusste ich nicht einmal, worauf ich schauen sollte. Mein Blick wanderte von der linken Seite des Bildes zur Mitte und zurück zu einem Mann, der auf einem Stuhl saß, mit ein paar Türen irgendwo hinter ihm. Ich schaute auf alles, aber im Detail. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, war mein Fokus mikro statt makro – als würde ich mit den Augen durch ein Mikroskop auf den Bildschirm schauen, ohne je das Ganze zu erfassen.

Da waren ein Mann und eine Frau, die miteinander sprachen und dabei wild mit den Händen gestikulierten. Sie standen auf, setzten sich wieder hin, standen erneut auf und sprachen aufgeregt miteinander – offenbar sehr lustig, denn meine Eltern lachten darüber. Dann liefen der Mann und die Frau wieder eine Runde. Im Hintergrund waren sechs Türen nebeneinander. Sie gingen durch eine Tür hinein und kamen kurz darauf durch eine andere wieder heraus. Eine Komödie.

Ich lachte einfach mit. Artig konditioniert.

Dass ich mitlachte, schien genau das Richtige zu sein. Meine Mutter strich mir über den Kopf. Und ein Klaps auf die Schulter folgte. Ich fühlte mich dadurch geschätzt. Und wenn ich wieder lachte, tat sie es erneut. Bis zu dem Moment, als der Mann aufstand, eine Runde machte, durch eine Tür ging und

kurz darauf durch eine andere wiederkam – diesmal trug er ein Kleid. Er hatte sich als Frau verkleidet. Das war anscheinend sehr witzig, denn plötzlich war viel Lärm und Aufregung im Fernsehen. Wo vorher nur viel Geschwätz und Hin-und-her-Laufen war, war der Höhepunkt nun der Mann in Frauenkleidern. Ich sah es mir an und dachte nichts darüber. Mein Vater lachte, aber meine Mutter war entsetzt.

„Mach das Ding aus!“ schrie sie und gab meinem Vater einen Stoß, um einen Knopf zu drücken. Er reagierte nicht sofort. Gefangen in den Bildern. „AUS!“ Mein Vater sprang wie ein Wilder auf.

„Das muss er nicht sehen!“ sagte sie entschlossen.

Ich schaute meine Mutter an und hatte einen Moment lang den Drang, das zu sagen, was sie immer zu den „Leuten von oben“ rief: „Womit bist du beschäftigt?“ Aber ich ließ es lieber. Ich hatte gelernt, dass es manchmal besser war, nichts zu sagen und einfach unbemerkt in der Ecke zu bleiben. Ich hatte keine Ahnung, wovon sie sprach, aber von diesem Moment an begriff ich, dass es neben meiner kleinen Welt, in der ich so glücklich lebte, noch eine andere gab. Eine Welt mit Geheimnissen – Dinge, die ich nicht wissen durfte. Dinge, die verborgen bleiben mussten.

Das musste mit den Dingen zu tun haben, die meine Mutter manchmal anderen Leuten erzählte. Wenn sie zum Beispiel über Fleisch sprach, das sie jeden Tag für die Familie zubereitete. Das stimmte nicht, denn es gab viele Tage, an denen wir kein Fleisch hatten, obwohl ich es so gerne aß. Ich glaube, meine Mutter verwechselte manchmal Dinge, wenn sie mit anderen sprach. Ich durfte mich da nie einmischen, weil ich „es nicht verstand“, wie sie sagte, und dann einen Klaps auf den Kopf bekam.

„Sag nichts, du verstehst das nicht!“

Ich mochte das Fernsehen nicht. Ich hatte keine Ahnung, was ich da sah. Wenn ich ganz nah davorsaß, sah ich nur körnige Dinge, die in alle Richtungen tanzten. Und wenn ich weiter weg saß, dachte ich: „Worum geht es hier eigentlich?“ Ich konnte keine Verbindung dazu herstellen, es sagte mir nichts. Es war zu einem festen Ritual im Haus geworden: Jeden Abend nach dem Essen, während des Kaffees, wurde der Fernseher eingeschaltet. Es war, als ob die Energie im Haus zum Stillstand kam; es wurde nicht mehr gesprochen, niemand bewegte sich. Im Wohnzimmer saßen meine Eltern auf einem Stuhl, der Blick starr auf die Ecke neben dem Kohleofen gerichtet. Fast wie versteinert, nur in eine Richtung. Wenn ich redete oder etwas fragte, wurde sofort gezischt: „SSSSSH.“ Am Anfang wusste ich überhaupt nicht, was dieses „SSSSSH“ bedeutete, aber das wurde schnell klar.

„HALT den Mund! Geh spielen.“

Okay, das war eindeutig. Aber das Problem war, dass ich mein Spielzeug nie selbst holen durfte. Es war immer irgendwo versteckt, oder ich kam nicht dran, oder ich musste um Erlaubnis bitten, um mit etwas zu spielen. Es gab viele geheime Regeln dafür. Also ging ich in mein Zimmer, versteckte mich unter dem Bett und stellte mir vor, ich wäre an geheimen Orten, wo mich niemand finden konnte, wo ich der König war. König zu sein, das war magisch. Ein Mensch, der superreich war, das ganze Land besaß und alles tun konnte, was er wollte. Warum war ich kein König geworden? Wie macht man das? Oft schlief ich ein, und irgendwann am Abend wurde ich durch den Ruf meiner Mutter geweckt, die mich suchte. Dann wurde ich schnell mit einem Waschlappen in der Küche am Spülbecken gewaschen, meine Zähne wurden geputzt und ich wurde in einen Schlafanzug gesteckt. Im Winter war das nicht schön. Die Granitspüle war kalt, und der Wind zog manchmal durchs Küchenfenster. Ich schrie dann und wollte weg, aber meine

Mutter packte mich fest am Arm, damit ich stillhielt, manchmal mit einem Ruck.

„HÖR doch mal zu,“ sagte sie.

Ja, das tust du doch auch nicht, wenn ich dich etwas frage, wenn du vor dem Fernseher sitzt, dachte ich mir. „Womit bist du beschäftigt?“ Sollte ich das jetzt sagen? Nein. Das war etwas, das man nur zu den „da oben“ sagte. Den Nachbarfrauen, die unseren Garten mit Müll verunstalteten. Frauen, die das absichtlich machten, wie meine Mutter immer sagte. Alte Hexen. So nannte sie sie, wenn niemand dabei war. Oder ich. Oder mein Vater. Alte Hexen, das waren sie.

Das musste stimmen. Warum sollte man sonst Müll in den Garten anderer Leute werfen? Vielleicht, weil sie neidisch waren, weil sie keinen Garten hatten. Und wir schon. Sie hatten eine kleine Wohnung, und wir hatten ein größeres Haus, sogar mit einem Keller, einem sehr großen Keller, und einem großen Garten mit einem Schuppen. Sie hatten nur einen Balkon. Alte Hexen. Ich übte manchmal, das so zu sagen, wie meine Mutter es sagte. Alte Hexen. ALLLTE HEXEN. Ihr fehlten die Superlative.

Auf der Straße herrschte eine seltsame Dynamik des gegenseitigen Ignorierens. Niemand sprach miteinander. Ganz selten trafen meine Eltern die Nachbarn im Treppenhaus. Mit den Nachbarn von oben redeten sie nicht, wohl aber mit den anderen Nachbarn, die nicht über unserem Garten wohnten. Es wurde kein Wort gesagt. Kein „Guten Tag“ oder „Guten Morgen“. Ich musste still sein, sonst bekam ich wieder einen Ruck am Arm. Mitkommen, still. Unsere Nachbarn von oben waren nicht okay. Schlechte Menschen, die Lärm machten, wenn wir den Fernseher an hatten und lachten – über die Leute, die durch Türen liefen, immer hin und her, und ständig andere Kleider anzogen, Mäntel aus, Mäntel an, und dann den Mantel eines anderen anzogen. Meine Eltern lachten darüber. Und dann machten die Nachbarn oben so viel Krach, dass der Fernseher

lauter gestellt werden musste, sonst hörte man nichts mehr. Manchmal fiel oben ein Stuhl um. Ein lauter Knall.

Der Nachbar hatte ein Auto, das er abends vor dem Eingang parkte, und er schaute ständig aus dem Fenster im ersten Stock darauf. Er musste davon müde werden, dachte ich, denn er schaute immerzu. Auch wenn das Auto tagsüber da stand und ich mit meinen Freunden aus der Nachbarschaft draußen spielte, kam er zum Fenster, wenn wir in der Nähe seines Autos waren, und schrie:

„Weg da!“

Wenn meine Mutter das hörte, begann sie zurückzuschreien. Dass ich draußen spielen durfte und dass er es sich nicht einfallen lassen sollte, mich anzuschreien. Die Nachbarn waren nicht gut. Das lernte ich. Und wenn sich die Gelegenheit bot, schoss ich mit meinem Blasrohr – einem Stück gelber Plastik-Elektroleitung, das ich gefunden hatte – einen scharf gedrehten Papierpfeil durchs Fenster der Nachbarn im ersten Stock. Ich war sehr gut im Drehen von Pfeilen. Ich riss ein Stück einer Telefonbuchseite ab, drehte es schräg um meinen Finger, zog die Spitze nach hinten und machte sie ganz scharf. Ich leckte die Spitze an, um sie zu fixieren, steckte manchmal einen Nagel hinein, lud mein Rohr und blies kräftig. Der Pfeil flog durchs obere Fenster hinein, und manchmal sah ich, wie er an der weißen Zimmerdecke stecken blieb. Dann rannten wir schnell weg, bevor jemand aus dem Fenster schaute und uns sah. Manchmal taten wir das zu dritt, alle Pfeile durchs Fensterlicht, in die Decke der Alte Hexen. Und dieses Mannes, dessen Auto wir nicht berühren durften.

In meinem Zimmer stand neben meinem Bett eine Art Tisch mit einem Vorhang drumherum. Darauf lagen verschiedene Sachen: Kisten mit Büchern, altes Spielzeug, ein Ball. Es war eine Spanplatte, deren Ecken und Kanten abgebrochen waren, mit braunen Flecken darauf. Zwei Böcke, die aus

unterschiedlich großen Holzstücken zusammengeschraubt waren, stützten den Tisch. Das Ganze wackelte hin und her. Mein Vater hatte versucht, darauf etwas für eine Modelleisenbahn zu bauen, aber es blieb dabei, die Schienen mit viel zu großen Nägeln festzuklopfen. Die Schienen passten nicht richtig zusammen, und irgendwie hatte er sie zusammengedrückt. Es war ein armseliges Durcheinander. Aber jeder hatte eine Modelleisenbahn. Wenn man keine hatte, war man ein armer Schlucker. Also hatte jeder, den ich kannte, eine Eisenbahn. Die eine war noch größer als die andere. Doppelgleise, Züge, die sich gegenseitig überholen konnten. Bahnübergänge. Manche bauten ein ganzes Dorf mit Häusern in die Mitte ihrer Eisenbahnstrecke. Die Bahnen mussten unglaubliche Kurven haben – je mehr, desto besser.

Sonntags gingen wir zu Oma und Opa. Es war ein schönes Stück zu Fuß entlang der Admiralengracht bis zu ihrem Haus, besonders unangenehm, wenn es regnete, denn meine Schuhe waren nicht wasserdicht. Sie wurden schnell nass, und das Wasser in meinen Schuhen scheuerte. Meine Mutter strickte selbst Socken, und ich hasste das. Die Socken passten nicht und rutschten beim Laufen in meinen Schuhen nach unten. Sonntags taten mir immer die Füße weh. Das war, was ich wusste. Und sonntags spielte ich bei meinem Opa mit kleinen Steinen. Ich baute Häuser, indem ich sie stapelte, und schaute mit meinem Opa und meinem Vater die Modelleisenbahn an, die er baute. Jede Woche war etwas Neues dabei. Er machte Tunnel, in denen die Züge für einen Moment verschwanden. Magisch. Das war, was ich sonntags wusste.

Mein Opa war schlau, sehr schlau. Und er musste reich sein, denn das Dorf, das er in die Mitte seiner Eisenbahnstrecke baute, hatte Häuser, in denen er irgendwie Lämpchen installiert hatte. Sie liefen mit Batterien. Es war wie Zauberei, wenn er die Vorhänge zuzog, das Licht ausschaltete, den Zug fahren ließ und die Lichter in den Häusern leuchteten. Ich sah es mit

offenem Mund an. Dass so etwas möglich war! Das war etwas ganz Besonderes. Und ich fand meinen Opa unglaublich. Dass er all das machen konnte. Er war wirklich mein Held. Er war schlau, reich und unglaublich geschickt. Und das, obwohl er eine Verletzung an seiner Hand hatte. Das war im Krieg passiert. Er sprach nie darüber, aber ich war fasziniert von seinem steifen Zeigefinger. Verkrümmt, in einer seltsamen, gebogenen Haltung. Eine Kriegsverletzung. Wenn ich etwas fragte, antwortete nur meine Mutter, und auch das nur selten. Und ich verstand nicht ganz, was sie sagte. Wenn ich weiter fragte, sagte sie nur, ich solle damit aufhören.

„HÖR auf!“

Meine Mutter sprach immer leise mit meiner Oma, ihrer Mutter, über andere Dinge. Keine Ahnung, worüber. Es war wie Versteckspielen der Frauen beim Kaffeekochen. Ich durfte nie dabei sein, denn das ging mich nichts an, und sie sprachen nicht laut. Ich konnte nicht hören, worüber sie redeten. Es ging wohl um die „Alte Hexen“ oder meinen Vater, der oft Dinge falsch machte. Dann schrie meine Mutter ihn an. Und mein Vater sagte nichts, sondern ging eine Runde spazieren. Ich wollte dann mitgehen, eine Runde über die Straße, aber das wollte er nicht. Er ging nie mit mir. Das fand ich schade. Und wenn ich ihn fragte, ob er etwas mit mir machen wollte – zum Beispiel zuschauen, wenn wir mit einer Gruppe Jungs unsere Boote in der Gracht fahren ließen – dann kam er nicht. Dabei war ich so stolz, weil ich immer gewann, weil mein Boot immer besser war als die der anderen. Aber so war das eben.

Was ich unangenehm fand, war das Beharren meiner Oma. Ich musste Kaffee mittrinken, weil das so gemütlich sei. Ich hatte es mal probiert, aber ich mochte den Geschmack nicht. Meine Oma hatte dafür eine Lösung. Sie füllte die halbe Tasse mit Zucker und gab viel Milch dazu. „Dann schmeckst du nichts davon,“ sagte sie. Irgendwie dachte ich noch: „Was

machst du da?“ Denn ich trank keinen Kaffee, ich trank Zucker in Milch, mit einem Hauch von Kaffee. Aber das sagte ich nicht. Also rührte ich mit meinem Löffel in der Tasse, um alles flüssig zu halten, und wartete auf eine Gelegenheit, die Tasse aus Versehen umzustößen. Aber das gelang mir nicht, weil plötzlich alle verwundert auf meine Hand starrten.

„Er rührt gegen den Uhrzeigersinn!“

Anscheinend war das etwas Besonderes.

Die Modelleisenbahn auf der Spanplatte zu Hause, mit der spielte ich nicht. Der Zug konnte nicht darauf fahren, er entgleiste ständig, weil die Schienen nicht richtig verbunden waren, und ich war zu klein, um damit zu spielen. Ich hätte sie nur kaputt gemacht. Es war gegen die Regeln. Mein Vater hatte irgendwann mal etwas daran gemacht und sie danach nie wieder beachtet, also blieb die Eisenbahn ein kümmerlicher Haufen auf der gelblich verfärbten Spanplatte. Und so blieb es.

Regeln waren wichtig. Regeln sorgten dafür, dass alles ruhig blieb.

Auf der Straße hatten wir andere Regeln. Eine der wichtigsten war, dass du immer bei deiner Gruppe aus der Straße bleiben musstest, auch wenn ein paar nervige Jungs dabei waren. Du musstest darauf achten, dass keine anderen Jungs aus anderen Straßen in unsere Straße kamen. Sie mussten verjagt werden, denn sonst passierte etwas. Was genau, das wusste ich nicht, aber andere Jungs in unserer Straße – das war verboten. Das ging einfach nicht. Es war gegen alle Regeln. Wenn wir uns begegneten, gab es Kämpfe. Ich selbst wurde ein paar Mal mit dem Gesicht in den Dreck gedrückt, in den Schlamm, und kam weinend nach Hause, mit einem blutigen und schmutzigen Gesicht.

„Was machst du da?“ fragte meine Mutter wütend. Mein Vater sagte nichts. „Wer hat das getan?“

„Andere Jungs.“

„Was hast du zurückgemacht? Hast du zurückgeschlagen? HAST du etwas getan?“ fragte sie immer drängender. Ich sagte nichts, denn ich hatte nichts zurückgemacht. Das war nicht gut, denn ich sollte mich wehren. Aber ich war so überrascht, dass die Jungs mich packten und mir eine verpassten, dass ich nichts tun konnte. Ich hatte Angst und wollte eigentlich weglaufen, aber sie hatten mich in ihrer Gruppe eingekreist. Und die Jungs aus meiner Straße waren längst davongerannt.

„Du MUSST zurückschlagen, hörst du? Was machst du da?“

Ich hatte mehr Angst vor meiner Mutter als vor den Jungs, die mich in den Schlamm drückten. Mit ein bisschen Waschen war der Schmutz weg. Aber wenn meine Mutter wütend war, sprach sie tagelang nicht mit mir. Dann fühlte ich mich deutlich wie der Nichtsnutz, den sie mich immer nannte, *Nichtsnutz*, wie sie auch meinen Vater nannte. Der sagte nichts dazu. Ich hätte etwas machen können, wie einen Pfeil durch das Oberlicht im Flur schießen, aber ich wusste nicht, wo die Jungs wohnten. Und ich war kleiner als sie, also würden sie mich immer wieder zu Boden werfen. Dann würde ich Tritte in den Bauch bekommen, und das tat weh. Du musstest dafür sorgen, nie auf den Boden zu kommen, sonst würdest du getreten werden. Und das tat richtig weh.

Unsere Gruppe aus der Straße war nicht besonders gut. Wir waren weder mutig noch stark. Wenn andere Jungs in unsere Straße kamen, rannten die meisten weg, und ich blieb wieder allein zurück. Dann ging ich in den Laden, den Gemüseladen an der Ecke zur Van-Brakel-Straße, bis der Mann sagte, ich solle verschwinden. Meistens waren die Jungs dann weg. Wenn ich die Jungs aus meiner Straße wiederfand, hatten sie große Sprüche drauf, wie man Waffen basteln sollte, und die dümmsten Ideen. Nadeln auf eine leere Klebebandrolle kleben – wenn man die warf, würde es wehtun. Oder wir sollten mit Blasrohren und scharfen Pfeilen etwas machen. Das würde sie lehren.

Wie man das benutzen sollte, war ein Rätsel, aber es gab der Gruppe ein starkes Gefühl. Von Unbesiegbarkeit. Jetzt würde nichts mehr passieren. Jetzt würden wir die Welt erobern.

Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, muss ich immer noch herzlich lachen. Junge, unschuldige Welpen waren wir. Es klingt alles sehr dumm, aber es steckt ein Prozess dahinter, den wir lernten. Ein Prozess von Werten und Normen, von Durchsetzung und Befolgung. In einer Gruppe. Und weißt du, was ich daran wirklich schade finde? Dass meine Eltern in diesem Prozess überhaupt nicht mitgemacht haben. Sie waren in diesem Teil meiner Erziehung und meines Erwachsenwerdens überhaupt nicht präsent. Mein Vorbild war mein Vater, der diese Rolle gerade durch seine Abwesenheit für mich einnahm. Und das wurde durch die dominante Präsenz meiner Mutter verstärkt, die ich für diese Rolle völlig ablehnte.

Momente der Zeit waren das Starren auf die Modelleisenbahn meines Großvaters – magisch, mysteriös, was er tat, mit seinem verformten Finger an seiner rechten Hand, den er im Krieg verloren hatte. Das Spielzeug, mit dem ich zu Hause nicht spielen durfte. Dabei ist die Funktion von Spielzeug doch, es zu genießen, deine Fantasie zu entwickeln, Welten zu erschaffen, in denen alles passiert, alles möglich ist – oder eben nicht. Du musst träumen, TRÄUMEN, und mit deiner Fantasie einen moralischen Kompass für dein Gefühl schaffen. Und dein Leben leben.

Weil ich immer von älteren und größeren Jungen geschlagen wurde, lernte ich, sehr schnell zu antizipieren. Und ich war gut darin. Wenn wir mit Freunden aus der Nachbarschaft zur Schule gingen und von anderen Jungen verfolgt wurden, verstand ich schnell, wie sie dachten, um uns zu fangen. Ich konnte vorhersagen, wo sie auf uns lauern würden, wie in einer Falle, und oft waren wir schneller und konnten entkommen. Das verschaffte mir Respekt: Ich war nicht stark, aber ich